

## Felicitas Füß

Schreibe doch mal über Dein Leben, riet mir ein Freund, da wird es doch auch Lustiges gegeben haben und dann saß ich vor dem weißen Papier, dachte nach und suchte das "Lustige".

Ich gehöre der Generation an, der es bestimmt war, zwei Weltkriege mit Hunger, Armut, fern von aller Normalität zu leben. Arbeitslosigkeit, Geldwertverfall, Staatsuntergang, Zerstörung aller moralischen Werte, Völkermord und Hoffnungslosigkeit für viele Jahre. Da blieben nur kleine Nischen für Unbeschwertheit oder Frohsinn. Wenn der Mensch auch glücklicherweise die Gabe hat, sich den Gegebenheiten anzupassen, ein Kind leidet unter der Trostlosigkeit seiner Umgebung, ohne dafür eine Erklärung zu haben.

So nehme ich an, dass meine Eltern, beide jung und ohne Besitz, eher erschrocken als erfreut waren, als ich mich ankündigte. Das bisschen verdiente Geld reichte mühsam für einen Kleinst-Hausstand im Haidhauser "Franzosenviertel". In der sogenannten "guten alten Zeit" war es der Stolz aller Väter, ob arm oder reich, als erstes Kind einen Sohn zu zeugen. Es gab keinen Erbhof, aber meines Vaters Enttäuschung über das Mädchen war doch so groß, dass er mich 2 Jahre lang, die ersten Hosen waren fällig, seinen Arbeitskameraden als Sohn Felix vorzeigte. Wie er sich dann aus der Affäre gezogen hat, weiß ich natürlich nicht.

3 Jahre dauerte das bescheidene Glück, dann begann der große Krieg, mein Vater zog davon und es gab für fast 5 Jahre nur noch die Mutter. Der Mann, der mein Vater sein sollte, kam und verschwand alle Jahre einmal, Bilder auf Postkarten zeigte man mir und ich lernte: "Mein Papa ist ein Sanitäter und muss in Verdun Arme und Füße verbinden"

Wir lebten von Rübengemüse, Rübenkuchen, Rübenmarmelade, meine Mutter arbeitet als "Zugefrau" und Wäscherin und ich saß manche Stunde zwischen Wäschehaufen in den Kellerwaschküchen. Kalt und feucht, wenig Licht und den Geruch der Wäschekessel habe ich mein Leben lang nicht vergessen, er ist mir immer ein Greuel geblieben. Im Spätherbst setzte sie mich in einen Leiterwagen und zog mich zu Kartoffelfeldern am Rande der Stadt. Die Ernte war bereits vorüber, aber hier und dort fand sich immer noch eine Kartoffel und über Stunden füllte sich der Sack und halberfroren zog sie mich wieder heim. Wir mussten damals von 30 Reichsmark leben und der Stundenlohn meiner Mutter betrug 30 Pfennige. 1916 wurde mein Bruder geboren, was alles noch schwieriger machte. Mein Vater war als junger unpolitischer Mann in den Krieg gegangen, mit der Parole "Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen", aber seine Erlebnisse auf den Schlachtfeldern verwandelten ihn völlig. Er war Kriegsgegner und als ich auf dem Schulweg ein Flugblatt fand, auf dem der Tod Kurt Eisners bekanntgemacht wurde, brachte ich es meinem Vater. Er versuchte mir zu erklären, wer der Mann war, sprach von "Roten" und "Weißen", dass die Arbeiter keinen Krieg mehr wollten. Das war meine erste Berührung mit der Politik.

Mein Vater wurde Brauereiarbeiter und Betriebsrat, es gab große Streiks und wir lernten mit Milliarden und Billionen zu rechnen, standen am Brauereitor und warteten auf Geld, um schnell noch die steigenden Preise einzuholen.

Von einer sorglosen Jugend konnte immer noch keine Rede sein. Inzwischen war noch ein kleiner Bruder angekommen und ich war 12 Jahre alt, vertrat meine Mutter so gut ich konnte, sie ging immer noch zur Arbeit. Ein Glück, dass ich gut lernte, für Hausaufgaben blieb kaum Zeit, zu meinem Kummer auch nicht für Lesen, was meine Leidenschaft war. Diese Lesewut brachte mir viel Verdruss ein, ich vergaß manchen Auftrag meiner Mutter und am schlechtesten ging es mir, als sie einmal ein

von mir verstecktes Buch fand, das den Titel "Tagebuch eines Taugenichts" von Eichendorf trug. Da kam es zu Körperkontakten, die ziemlich schmerzhaft waren. Später haben wir beide darüber herzlich gelacht. Ihr habe ich es zu verdanken, dass ich jahrelang Violinunterricht bekam, für 1 Stunde arbeitet sie einen halben Tag im Haushalt meines vorzüglichen Lehrers. Ich sollte nach dessen Meinung zum Konservatorium, aber das waren Blümenträume zu jener Zeit, die sich nie erfüllten.

Die Schulzeit war vorbei und es begann "der Ernst des Lebens", wie man sagte, für mich aber hatte der Ernst schon viel früher begonnen. Meine erste Lehrstelle als Kaufmannslehrling war in einer großen graphischen Druckerei und meine Ausbildung begann im sogenannten "Trauerlager", das hieß von früh bis spät Beileidskarten zu sortieren. Von Tag zu Tag wurde ich niedergeschlagener, nur mehr Schwarzgerändertes, Tod und Schmerz nach 6 Wochen verweigerte ich mich total. Aufstand war meine Mutter von mir nicht gewöhnt, aber als ich erklärte, ich wollte nicht alle Tage auf Beerdigungen gehen, sah sie das ein.

Bald fand sich ein neuer Arbeitsplatz und dort ging es mir gut und ich erhielt eine vorzügliche Ausbildung, wie ich in meinem späteren Berufsleben immer wieder feststellen konnte. Durch eine Freundin ermuntert ging ich zur Sozialistischen Arbeiterjugend und das war ein neuer Abschnitt meines Lebens. Wir wanderten, sangen musizierten, hörten Vorträge, führten viele Gespräche, lasen gute Bücher und ich fand Freunde, die ich mein lebenlang nicht vergaß. München hatte zu dieser Zeit einen leicht provinziellen Charakter, d.h. die Verelendung der Arbeiter sprang nicht so brutal in's Auge, wie dies in Großstädten mit ausgedehnten Industrien der Fall war. Aber die Armut war noch groß genug und der Motor für meine politischen Aktivitäten war die große Ungerechtigkeit, in der die Menschen leben mussten. Deshalb trat ich 1929 in die Sozialdemokratische Partei ein.

Mein Berufsleben hatte in einer der großen Münchner Betriebe - Metzeler Gummiwerke - begonnen. Mit Stechuhr, festgelegtem Arbeitspensum, Lochkartensystem, den Anfängen der Automatisieren, lernte ich die Realität des Arbeitslebens kennen.

Schon damals sprachen wir über die gleichen Löhne für Mann und Frau bei gleicher Leistung, moderne Erziehung der Mädchen zur Gleichberechtigung, lasen August Bebels "Die Frau und der Sozialismus" Buchausgabe 1906. Wie viele Jahre sind darüber hingegangen, manches hat sich geändert, aber wir sprechen immer noch über dieselben Probleme.

1931 kam, ich war inzwischen Angestellte des Gewerkschaftsbundes geworden und die dunkle Zeit des Nazionalsozialismus näherte sich. Wieder gab es Not, Elend und Arbeitslosigkeit, ich wurde "abgebaut" wie es damals hieß, wenn es keine Arbeit mehr gab. Weil mein Vater noch arbeitete, erhielt ich wöchentlich RM 5.20, obgleich ich noch zwei schulpflichtige Brüder hatte.

Von sorgloser Jugend war da immer noch keine Rede.

Mancher meiner Freunde ging zum Reichsbanner, der bekannte Zug 13, übernahm den Schutz unserer Versammlungen, aber die Auseinandersetzungen wurden immer brutaler und lebensbedrohlicher. Ich hörte Hitler im Mathäerbräu und seine Demagogie ließ mir die Gänsehaut über den Rücken laufen. Doch niemand konnte damals ahnen, auf welch schrecklichen Weg sich das Deutsche Volk mit diesem Mann an der Spitze begab. Zu dieser Zeit hatte ich eine enge Freundschaft mit einem netten Mann, der unglücklicherweise finanziell und beruflich von seinem Vater abhängig war. Und wie es häufig so kommt, blieb auch mir die Erkenntnis nicht erspart, dass ich Mutter werden würde. Das Kind wurde geboren und die Beziehung zerbrach; ich wurde das, was man heute eine alleinerziehende Mutter nennt, meine Eltern standen mir hilfreich zur Seite. 6 Wochen nach der Geburt fand ich einen guten Arbeitsplatz und das schlimmste war bewältigt. Viele meiner Genossen

waren inzwischen verhaftet oder verschwanden spurlos. Meine Heimatstadt war total verwandelt und ich entschloss mich "auszuwandern", ging nach Berlin in eine Großbank, holte mein Kind zu mir und blieb dort bis 4 Wochen vor Kriegsbeginn. 1940 verheiratete ich mich mit meinem Jugendfreund Karl Füss, der auch im KZ Dachau gewesen war und später eines politischen Prozesses wegen in der Ettstraße saß.

1940 übersiedelten wir nach Wien und 1943 kam mein zweiter Sohn zur Welt. Meine Eltern hatten bald kein Heim mehr, mein jüngster Bruder war gefallen, wir lebten von Tag zu Tag und hatten nur trostlose Zukunftsvorstellungen. Das Ziel war nur mehr "Überleben", alle Lebensbedürfnisse waren auf ein Minimum abgesenkt und dann war das Ende abzusehen. Unser Haus traf eine Luftmine, der Keller zerstört. Mein Sohn Stefan, inzwischen 1 ½ Jahre alt, war krank und Wien sollte verteidigt werden. Ich nutzte die Gelegenheit mit einem alten Lastwagen, zwei Kindern und zwei Koffern Wien zu verlassen und irgendwo in Österreich abzuwarten, bis ich wieder zurückkehren konnte. Mein Mann war dem Volkssturm zugeteilt und konnte mich nicht begleiten. Doch es kam anders, die Flüchtlingswelle trug uns mehr und mehr nach Westen, wir waren 14 Tage auf dem Weg, 10 Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner traf ich in München ein. Ohne zu wissen wohin, meine Eltern wohnten in einem Zimmer, in München herrschte Endzeitstimmung. Als alles vorüber war, da saßen wir auf den Trümmern der Stadt und begannen am Tage Null die Bilanz des Tausendjährigen Reiches zu ziehen. Eine kleine Wohnung mit zusammengebettelten Möbelstücken war der Anfang.

Die Bürger hatten sich in ihren Stadtteilen zusammengeschlossen, wir befanden uns wieder in unserem Geburtsstadtteil Haidhausen und ich wurde Mitglied im späteren Bezirksausschuss. 1946 war ich Vorsitzende und in großen Aktionen mit Hacke und Schaufel organisierten wir Schuttbeseitigung. Ich ging von einem Lebensmittelgeschäft zum anderen und bettelte alles, was zu kriegen war - es war wenig genug - um den Arbeitenden ein wenig Essen bringen zu können. Ich bin heute noch stolz, dass es mir mit meinen Kollegen, Mitgliedern aller Parteien, die sich inzwischen wieder begründet hatten, gelang, die schwergeschädigte Kirchenschule, den total zerstörten Kindergarten, die damals einzige Hilfsschule – heute Sonderschule - wieder aufzubauen. Ein Kinderspielplatz wurde eingerichtet, um jede Straßenbeleuchtung musste gekämpft werden und das Heer von Ratten, die über Schuttberge und Straßen liefen, galt es zu beseitigen. Es führte zu weit, aufzulisten wie schwierig es war, Schritt für Schritt das Leben etwas normaler werden zu lassen.

Der Hunger wurde bis 1947 immer größer, wir suchten Holz in den Wäldern, bettelten Brot bei den Bauern und suchten wieder Kartoffeln - alles wie gehabt!

1948 - von einem Tag zum anderen, als die D-Mark kam, hätte man wieder vieles kaufen können, die Läden waren voll - aber wir hatten kaum Geld für das Nötigste. 1950 als der "Kleine" schulreif war, begann ich wieder berufstätig zu werden. Zwischenzeitlich arbeitete ich mehr als ein Jahr als einzige Kraft für die SPD-Fraktion im Rathaus bei Gottlieb Branz, DM 100,- war mein Gehalt.

Täglich standen die Menschen Schlange vor der Tür, wir halfen, wo wir konnten, aber die Grenzen waren sehr eng gezogen. Die Wohnungsnot war unmenschlich und oft überfiel mich Verzweiflung über unsere Ohnmacht. Die Notwendigkeit, schnell Wohnraum für die Familien zu schaffen, führte dazu, dass manche bauliche Kostbarkeit unwiderbringlich verloren ging - Abriss war die große Parole - ein Dach über dem Kopf die Lebensnotwendigkeit.

14 Jahre lang war ich als einzige Frau in München Vorsitzende dieses Bezirksausschusses. 1960 wurde ich nach zwei negativen Versuchen Stadträtin.

Es war kein leichtes Leben auf drei Gleisen zu fahren, Familie, Beruf und Ehrenamt, immer mit dem Willen, nichts zu vernachlässigen. Natürlich machte ich mir Gedanken, hatte ein schlechtes Gewissen, war besorgt wegen meiner Söhne. Hatte ich zu wenig Zeit für sie, würden sie unter meiner Beanspruchung Schaden erleiden. Wenn ich aber dann gelegentlich in andere Familien hineinsah, stellte ich häufig fest, dass Quantität nicht immer Qualität ersetzte. Außerdem hatten meine Söhne einen gescheiterten, vorbildlichen Vater, der meine politischen Ambitionen akzeptierte.

Als Stadträtin arbeite ich im Schul-, Gesundheits- und Stadtplanungsausschuss. Im Schulausschuss setzte ich mich u.a. für die Errichtung der Gemeinschaftsschule ein, die nun lange schon selbstverständlich ist. Besonders interessierte mich die Arbeit im neuerrichteten Stadtplanungsausschuss. Eine 3-monatige Studienreise durch die USA, das Leben in Berlin, Besuche der Großstädte Hamburg, Paris und London hatten mich mit den Massenverkehrsmitteln vertraut gemacht. Das schnelle Anwachsen der Münchner Bevölkerung nach dem Kriege, die Autokolonnen, die immer dichter wurden, die Aussicht auf die Olympiade, erforderten auch bei uns eine rasche Entscheidung, wie das große Beförderungsproblem gelöst werden könnte.

Seit vielen Jahren lagen Pläne für verschiedene Trassenführungen in den Schubladen der Bau-Experten. Aus Gründen, deren Erläuterung zu weit führen würden, hatte man das System einer Unterpflasterbahn in die nähere Betrachtung gezogen. Nach langen Gesprächen mit Fachleuten in Hamburg und meinen eigenen Erfahrungen konnte ich mich der Unterpflasterbahn-Planung nicht ausschließen, das brachte mir heftige Kritik bei meinen männlichen Fraktionskollegen ein. "Du wirst noch nicht behaupten wollen, dass Du davon etwas verstehst, Du bist doch nur eine Frau!" allein vor der Fraktion - aber manchmal siegt doch die höhere Einsicht und in München fährt seit vielen Jahren die U-Bahn zur Zufriedenheit der Benutzer. Diese Episode schildere ich nur, um zu zeigen, dass Frauen mit Mut und Verstand auch in den sogenannten Männer-Domänen etwas verändern können.

In meinen jungen Jahren hatte ich die Illusion, dass gerade wir, die Sozialdemokraten, einen schnelleren Weg zu Gleichberechtigung fänden - Hand in Hand dachte ich geht alles leichter -. Aber wir Frauen blieben viele Jahre das Fußvolk, die guten Kameraden, die alle Kämpfe mitführten, alle Hilfsdienste verrichteten. In der langen Zeit meines Parteilebens habe ich Männer erlebt, die viel versprochen und versagten. Alles muss gelernt werden, teils aus Büchern, aber sehr viel aus der Realität des Lebens. "Politik wird nicht nur aus dem Kopf gemacht, sondern auch aus dem Bauch" wie man heute sagt. Die Praxis hat mich gelehrt, von nichts kommt nichts und jede Geduld hat ihr Ende. Die Frauen haben Jahrzehnte gewartet, gleichberechtigt in die Gesellschaft eingebunden zu werden und mich kann weder Frau noch Mann davon überzeugen, dass Intelligenz, Fleiß und sonst noch was automatisch zum Erfolg führen. deshalb findet die Quotenregelung meine volle Zustimmung. Es können nicht mehr Frauen abstürzen, als ich es bei Männern erlebt habe.

Meine Hoffnung für die Zukunft ist, dass wir alle erkennen, dass die größte Gefahr für die Menschen in der Welt der Missbrauch der Macht ist. Das gilt für alle Gesellschaftsformen. Deutschland erlebte diesen Machtmissbrauch fast bis zur völligen Selbstzerstörung während des 3. Reiches. Wie auch nach dem 1. Weltkrieg hat die Sozialdemokratie 1945 mit all ihren Kräften am Wiederaufbau und der Stabilisierung unseres Landes gearbeitet. Wir alle wissen, dass es in unserem Zeitalter mit der Entwicklung der Zerstörungswaffen kaum mehr ein "nachher" geben wird. Deshalb müssen wir heute ohne Zögerlichkeit unsere Positionen eindeutig - ohne wenn und aber - beziehen, denn wir tragen die Verantwortung für die, die nach uns kommen. Auch sie haben ein Recht auf Leben.